Die Wartburg

Deutsch-evangelische Monatsschrift

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. R. Eckardt in Altenburg (S.-Alt.)

Nr. 10 Berlin, November 1923 22. Jahrgang

Der Bezugspreis beträgt für die Nummer 10 Goldpfennige.

Altes und Neues.

Was uns freuen und unserem Gemüte gedeihen soll, das muß auf freiem Lande, in Gottes bald rauher, bald milder Luft erwachsen. Nur ein Gesetz ist allem von Gott Geschaffenen gemeinsam: „Es kann nichts auf der Welt etwas anderes werden, als was es werden soll, was in seiner Bestimmung begründet ist.“ Darum heißt regieren die Hindernisse hinwegräumen, welche dieser Bestimmung der Nationen und der Individuen im Wege stehen, die Bedingungen schaffen und erhalten, unter denen sich das Leben zu entwickeln vermag. Frömmigkeit ist wie für den Einzelnen so auch für ein Volk das Bewußtsein, zu gedeihen, in Sturm und Wind wie in Sonnenschein und mildem Tau, und durch dies alles auszureifen zur Vollkommenheit, zu dem Ziele, das Gott der Nation und den einzelnen gesteckt: Frömmigkeit ist das Bewußtsein höchster Gesundheit. Lagarde.

Zum innerkirchlichen Frieden.

Sehr geehrte Schriftleitung!

In der letzten Nummer der „Wartburg“ (8) fand ich einen Satz, den ich ganz besonders herausheben möchte. Th. Hermann schreibt ihn in seinem Aufsatz von der Gegenreformation: „Es ist höchste Zeit, den kirchlichen Burgfrieden im Protestantismus zu proklamieren.“ Ja, es ist höchste Zeit. Es muß einem das Herz brennen, wenn man sieht und hört, wie auch jetzt, ja, man möchte sagen, gerade jetzt die kirchlichen Richtungen sich anfallen. Es ist in der Kirche da fast noch schlimmer, als in der Politik. Schlimmer schon darum, weil es die Kirche ist, deren Haupt als Ziel „eine Herde unter einem Hirten“ aufgestellt hat; aber schlimmer auch darum, weil das Kirchenvolk mit gesundem Sinn diese Zänkerei und Selbstzerfleischung ablehnt. In unseren Gemeinden ist überall der Sinn für das Gemeinsame unseres evangelischen Wesens vorhanden, wo es nicht geflissentlich beseitigt wird. Seit 18 Jahren gehöre ich der Synode Berlin-Land II an. In ihr sind alle Richtungen vertreten von der äußersten Rechten bis weit nach links. Immer sind diese dogmatischen Unterschiede rückhaltlos in Konventen und auf den Synoden ausgesprochen, gegenseitig kritisiert und zäh verteidigt worden; es hat manches scharfe Wort gegeben — aber es ist darüber auch nicht ein einziges Mal der Wille zur Gemeinschaft aufgehoben oder die Gemeinschaft selbst zerstört worden. Wir waren uns alle immer dessen bewußt, daß über die verschiedenen Anschauungen hinweg die Liebe zu Christus doch uns alle verband — und brüderlich und herzlich fühlten wir uns auch, wo wir gegeneinander zeugen mußten, als Glieder an dem Körper, dessen Haupt Christus ist, und erkannten uns als solche an.

Sollte, was bei uns geht, wo anders nicht gehen? Im „Deutschen Glauben“ (Juni 1923) finde ich einen Bericht über eine Versammlung evangelischer Männer und Frauen, vor allem Pfarrer und Vikare, die sich aus den evangelischen Gemeinden Böhmens zusammengefunden haben, um Verständigung zu suchen über die Grundfragen evangelischer Verkündigung. Da heißt es: Gerade zum Schluß noch „ein ergreifendes Klarwerden der unterscheidenden Besonderheiten und dennoch kein Streiten und Zanken, sondern der entschlossene Wille, sich immer näher zusammenzufinden, das war das Ergebnis dieser Tagung, das für unsere kleine Kirche von allergrößter Bedeutung ist und ihre innere Festigung um ein gut Teil gefördert hat“.

Man beneidet diese kleine Kirche, die das fertiggebracht hat, was unsere große nicht fertig bringt. Wenn doch unsere führenden Parteigeister daran dächten, welch einen Schaden sie mit dieser entsetzlichen Zänkerei und Stänkerei anrichten! Man muß nur einmal in die Gemeinden hineinhören und hineinsehen, um mit Schrecken zu bemerken, wie abstoßend diese lieblose Art, über einander zu urteilen und miteinander umzugehen auf unendlich viele wirkt, sie dem kirchlichen Leben fernhält und entfremdet und unter den Anhängern selbst eine Atmosphäre schafft, die Gift ist für wahres evangelisches Leben im Glauben und in der Liebe; kurz, wie diese Art die Gemeinde Christi nicht baut, sondern zerstört.

Und was wird dadurch versäumt, ja direkt geschadet unserem ganzen Volke gegenüber! Es gibt da einen erschreckend lehrreichen „Vorgang“ in der Geschichte. Maximilian der 2., durchaus evangelisch in seinem Empfinden, hätte sich wohl trotz aller politischen Bedenklichkeiten und Rücksichten auch förmlich der evangelischen Kirche angeschlossen, wenn nicht die rabies theologorum ihn immer wieder abgestoßen und in seinen Bedenken bestärkt hätte. Man braucht sich ja nur einmal auszumalen, was sein Uebertritt, was ein evangelisches Haupt des Reiches gerade damals für die weitere Geschichte nicht bloß der evangelischen Kirche, nein, für unser armes Deutschland bedeutet hätte: Einheit des Glaubens, Blüte evangelisch-christlichen Kulturlebens, freie und friedliche Entwicklung — denn der Dreißigjährige Krieg und all das Furchtbare vorher wäre uns erspart worden; und zieht man die Linien noch weiter bis in die Gegenwart, diese trübe Gegenwart, herein — es ist ja gar nicht auszudenken.

Und nun spielt dieselbe rabies wieder ihr fürchterliches Lied. Sollte sie nicht endlich stillschweigen — schon um der Barmherzigkeit willen? Es verlangt ja niemand, daß ehrliche Ueberzeugungen preisgegeben werden, ja auch nur verschwiegen werden sollen. Charaktervoll soll jeder seine Art pflegen und vertreten, aber zum Segen der Gemeinschaft, nicht, um sie zu sprengen. Was uns im Neuen Testament von den Aposteln erzählt wird, gilt denn das bei unseren Führern gar nichts mehr? Wie standen sich Paulus und die Urapostel scharf gegenüber. Sie dachten gar nicht daran, diese Gegensätze zu vertuschen oder „auszugleichen“, aber sie gaben sich die rechte Hand und arbeiteten, jeder auf seine Weise, im Namen Jesu Christi, und erkannten sich gegenseitig an in ihrer Arbeit (Ap.-Gesch. 15) und die Gemeinde wuchs. Und will man den gar nicht lernen von Pau-

lus, wie er die Parteien in Korinth behandelt (1. Kor. 3)? Und kennen sie denn nicht, was Markus berichtet in Kap. 9, 38—39: „Johannes sprach zu Jesu: Meister, wir sahen einen, der trieb Teufel in deinem Namen aus, welcher uns nicht nachfolgt; und wir verboten es ihm, darum, daß er uns nicht nachfolgt. Jesus aber sprach: Ihr sollt es ihm nicht verbieten. Denn es ist niemand, der eine Tat tue in meinem Namen und möge bald übel von mir reden. Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." Gelten denn solche für den Aufbau seiner Gemeinde grundlegenden Worte gar nichts mehr bei unseren kirchlichen Eiferern und Richtern?

Lassen Sie mich einen ganz alltäglichen Vergleich gebrauchen. Ich habe einen leiblichen Bruder. Unsere Eltern sind lange tot. So oft wir zusammen sind und von ihnen sprechen, bemerken wir, wie wir doch beide in vielen Punkten in unserem Urteil über sie und ihr Wesen voneinander abweichen und uns gegenseitig von der Richtigkeit der Ansicht des anderen nicht überzeugen lassen können. Aber niemals ist es uns doch eingefallen, um dieser Verschiedenartigkeit der Anschauungen willen die brüderliche Gemeinschaft aufzugeben oder in Unfrieden miteinander zu hadern. In der Liebe zu den Eltern und um ihretwillen in der Liebe zueinander fühlen wir uns unlöslich verbunden, eben als ihre Kinder. Wir wissen, es war ihr Wille, daß wir brüderlich in Eintracht zusammenhielten, und dieser ihr Wille ist uns heilig. Als Frevel gegen sie, die uns so sehr geliebt haben, würden wir es empfinden, wenn wir die brüderliche Eintracht nicht festhielten, trotz aller Unterschiede in Art und Urteil.

Bitte, drucken Sie diesen Brief ab. Die „Wartburg" ist stets ein lebendiges Zeugnis für die Einigkeit im Geiste trotz mancherlei verschiedener Gaben gewesen. Es muß auch bei uns in unserer Kirche möglich sein. Und ich bin nicht ohne Hoffnung. Waren wir doch schon einmal so weit.

Mir und gewiß vielen ist es unvergeßlich, wie damals in den Tagen, als Adolf Hoffmann als Kultusminister unsere Landeskirche am liebsten zerschlagen wollte, in der Philharmonie einmütig die Positiven und die Liberalen sich zusammenfanden und von demselben Pult nacheinander D. Philipps und Alfred Fischer in verschiedener Art, aber in der gleichen Liebe, die gemeinsame Mutter Kirche schützten und vertraten. Es ist also möglich, daß die mancherlei von dem einen Geist sich leiten lassen — warum geschieht es nicht? Die Gefahr ist ja jetzt viel größer, die Not viel drückender, die Aufgabe viel schwerer, die gelöst werden muß und für die die Kirche da ist. Soll wirklich wieder einmal die rabies theologorum unermeßliches Unheil anrichten?

Es ist Zeit, höchste Zeit, daß Friede werde in unseren Reihen. Ihn zu fördern um unserer Kirche, unseres Volkes willen, dazu sind diese Zeilen geschrieben. Hoffentlich nicht vergebens!

Mit bestem Gruß!

Ihr

H. Pankow.

Berlin-Pankow.

Der Zweck heiligt das Mittel.

Wie bekannt, wird der Jesuitenorden sehr gereizt, wenn man ihm vorwirft, er huldige in seiner Moraltheologie dem Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel. Es ist noch in Erinnerung, wie sogar Geldbelohnungen ausgelobt wurden für den, der den Grundsatz in den Schriften jesuitischer Moraltheologen fände. Daß aber der Grundsatz praktisch gilt und daß er über den Jesuitenorden hinaus in weite Kreise im Katholizismus durchgedrungen ist, dafür haben wir wieder einmal einen klassischen Beweis vor uns. Der Professor in der katholisch-theologischen Fakultät zu Breslau Josef-Wittig schreibt im „Hochland" (März 1923) in einem Aufsatz unter dem Titel: Neue Einblicke in die Entwicklung der christlichen Religion:

„Es fallen mir hier einige Vorgänge aus dem früheren Mittelalter ein, die eine solche Funktion des Glaubens einigermaßen verständlich machen können. Es sind Funktionen des Rechts, die auch der Kirche als Fälschung oder Fiktion angekreidet werden und es nach dem ‚empirischen Charakter' (aber nur nach diesem) auch sind. Deutsche Klöster hatten durch Schenkung und Kauf große Ländereien erworben. Urkunden darüber waren nicht ausgestellt worden oder verlorengegangen. Nun sollten alle Ländereien, deren rechtliche Erwerbung nicht urkundlich nachgewiesen werden konnte, vom Reiche eingezogen werden. Da gingen die Mönche flugs an die Arbeit und stellten solche Urkunden her. Sie taten dies mit einer Geschicklichkeit, die wir heute noch bewundern. Waren sie Fälscher? Sie fälschten nicht das Recht, sondern schützten es, indem sie ihm die unrechtmäßig verlangte geschriebene Autorität schufen. Aehnlich war es, als die fränkischen Bischöfe alte bischöfliche Sonderrechte, z. B. daß alle bischöflichen Rechtssachen vor das Forum des Papstes gehören, gegen ihre Bestreiter zu verteidigen hatten. Der Hinweis auf unvordenkliches Herkommen war nicht schlagkräftig. Sie mußten, wenn sie heiliges Recht erfolgreich schützen wollten, eine Antwort geben auf die Frage: ‚Wo steht es geschrieben?' Da begann eine heimliche Arbeit in ihren Kanzleien, und bald konnten sie eine ganze Sammlung von päpstlichen Briefen aus wunderbar alter Zeit vorlegen, in denen es eben richtig ‚geschrieben' stand. Waren sie Fälscher? Sie haben nicht das Recht gefälscht, denn das Recht war legitim entstanden. Sie haben neue Beweise geschaffen, die insoweit gute Beweise waren, weil sie damals überzeugten. Das Recht verlangte damals solches Vorgehen und trieb die Menschen dazu. Denn auch das Recht ist ein Tyrann, ist souverän wie der Glaube. Zu ähnlichem Vorgehen hat der Glaube seine Bekenner und Verteidiger schon im christlichen Altertum öfters gedrängt. Wir nehmen meistens an, daß nur Häretiker diesem Drange gefolgt seien. Sie wollten, was sie glaubten, durchaus zum allgemeinen Glauben machen. Auch sie stießen auf die Frage: ‚Wo steht es geschrieben?' Da schufen sie geschriebene Autoritäten. Diesen geschichtlichen Vorgängen verdanken wir die große Masse unechter Väterschriften. Ein Mystiker, der vielleicht wirklich Dionysius hieß, erkannte den Einklang der neuplatonischen und der christlichen Mystik. Sein Glaube war wunderbar reich geworden, sein Schauen überselig. Wenn nun aber dieser Glaube, der den einen Mann ergriffen hatte, auch die ganze Kirche ergreifen sollte, mußte die Frage beantwortet werden: ‚Wo steht es geschrieben?' Es stand nicht so geschrieben in den heiligen Schriften, und auch bei den Vätern stand nicht alles geschrieben. Aber der Mystiker war überzeugt, daß schon Paulus und seine Schüler hätten so schreiben können. Darum schrieb er so einige Bücher, als hätte sie Dionysius von Athen, der ‚Areopagite', geschrieben. War er ein Fälscher? Er fälschte nicht den christlichen Glauben, denn die ganze Christenheit freute sich über seine Bücher und fand in ihnen ihren unverfälschten Glauben. Er hatte seinem Glauben nur eine geschriebene Autorität unterbreitet, die für jene Zeit vollauf genügte. Wohl über tausend Jahre bewährte sich die Autorität. Denn die Bücher hatten nicht nur diese äußere Autorität, sondern sie hatten die innere Autorität des Glaubens. Es ist bekannt, wie stark sie mit dieser äußeren und inneren Autorität unsere deutsche Mystik beeinflußt haben. Niemand würde wünschen, daß diese Bücher ungeschrieben geblieben wären. Wie hat sich die Kirche zu dieser eigentümlichen Funktion des Glaubens gestellt? Sie hatte nicht die Mittel, die Herkunft der künstlich geschaffenen Autoritäten zu erkennen. Sie ist keine philologische Kommission. Sie sah nur auf den Glauben, und soweit sie ihn als ihren eigenen Glauben erkannte, begrüßte sie ihn. Aber sie berief sich doch auf die fingierte Autorität, nahm also teil am Fälscherwerk! Ja, nach dem ‚empirischen Charakter'. Tatsächlich berief sie sich auf die innere Autorität jener Bücher, auf die Autorität des darin lebenden Glaubens. Der Glaube lebt unabhängig von seinen Beweisen. Mag er falsch oder richtig bewiesen werden, er nimmt weder teil an der Falschheit, noch an der Richtigkeit der Beweise. Denn in seinem inneren Wesen steht er über allen Beweisen. Er kann äußerlich leiden unter falschen Beweisen, innerlich bleibt er davon unberührt. Man kann nun sagen: Es war doch etwas Unrechtes, nämlich die Frage: ‚Wo steht es geschrieben?' Unrecht mag es von den Mönchen gewesen sein, daß sie jene Kauf- oder Schenkungsurkunden herstellten. Aber zugrunde lag das sichere Unrecht des Reiches, daß es altes Eigentumsrecht abhängig machte von dem zufälligen Vorhandensein einer Urkunde."

Das ist natürlich nichts Neues. Wer Lust hat, mag die weiteren Beweise dafür, daß nach jesuitischen Theologen eine Urkundenfälschung keine Sünde ist, „wenn Aergernis und sonstiger Nachteil nicht vorhanden", bei Hoensbroech nachlesen (Das Papsttum II. S. 242). Aber der Verfasser der obigen Zeilen gehört mit Scheler, Adam, Guardini, Werle u. a. zu dem führenden Kreise von Kulturkatholiken, die u. a. die drei katholischen Sonderhefte der „Tat" herausgegeben haben (jetzt auch als Sammelband unter dem Titel „Die Kirche der Wirklichkeit" bei Diederichs in Jena erschienen). Das sind Männer, die gewiß von dem Modernismus aus der Zeit vor 15 Jahren ziemlich fernab stehen, und trotzdem in vielen Fragen hart an der Peripherie katholischer Anschauung stehen. Ich fand z. B. bei demselben Josef Wittig („Tat", Aprilheft 1923, S. 44—46) fast wörtlich die Gedanken wieder, mit denen ich im Uebertrittsunterricht die grundsätzliche Abirrung der hierarchischen katholischen Kirche vom Urchristentum darzustellen pflegte. Um so erkältender wirkt es, wenn man bei solchen Männern die nackteste Jesuitenmoral findet. „Wenn das am grünen Holz geschieht, was will am dürren werden?"

* * *

Vorstehende Zeilen standen schon längst im Satz, als uns ein Schreiben des Herrn Prof. Josef Wittig übermittelt wurde, das er an die „Deutsch-Evangelische Korrespondenz" gerichtet hatte, die sich in einer kurzen Merke gleichfalls mit den Ausführungen Wittigs beschäftigt hatte. Wir können aber auch angesichts dieses Briefes schlechthin zu keiner anderen Auffassung kommen. Wir wissen natürlich auch unser Teil über den dem Altertum mangelnden Begriff vom literarischen Eigentum, über die Entstehung salomonischer Weisheitsbücher, platonischer Dialoge, apostolischer Briefe. Wie weit diese Naivität noch dem Verfasser der pseudodionysischen Schriften und ihren ersten Verbreitern zugute gerechnet werden kann, möge dahingestellt bleiben. Jedenfalls hatte „die Kirche", in diesem Falle die Teilnehmer eines Religionsgesprächs zu Konstantinopel 533 die Frage der Echtheit dieser Schriften mit philologischen Gründen und Gegengründen, soweit sie der Zeit zugänglich waren, erörtert. Aber selbst wenn wir den falschen Dionysius (der selbst sich möglicherweise gar nicht für den Areopagiten aus Apostelgesch. 17, 34 ausgeben wollte) ganz aus dem Spiele lassen, so bleibt doch die Fälschung der klerikalen Eigentums- und Rechtsansprüche. Herr Professor Wittig versichert, daß er selbst den Grundsatz, wonach der gute Zweck das schlechte Mittel heilige, durchaus verwerfe. Die Erklärung macht uns seine Ausführungen im „Hochland" nur um so unverständlicher. Nichts liegt uns ferner, als daß wir vor unseren Lesern „seinen Namen diskreditieren wollen", wie er uns zutraut. Wir wollen niemandes Namen diskreditieren, sondern wir wollen geistige Richtlinien und Strömungen in der uns umgebenden Welt aufzeigen und auf ihre Eignung für unser Volk und unsere Zeit prüfen. Gerade weil wir Professor Wittig und seine Freunde anders einschätzen als irgendeinen der gewöhnlichen Dutzenderklärer des hl. Alfons von Liguori, gerade darum müssen wir auch ihm gegenüber feststellen: Uns trennt eine Welt!

Hr

Fünfundzwanzig Jahre evangelischer Bewegung in Oesterreich.

2. Der Anstoß.

Das letzte Jahrfünft des 19. Jahrhunderts bedeutete für die innere Geschichte des österreichischen Staates eine bewegte Zeit. Die Stürme, denen 20 Jahre später der morsch gewordene Stamm zum Opfer fallen sollte, begannen damals seine Krone mächtig zu schütteln. Die an deutscher Kultur herangebildeten, mit deutschen Steuermitteln (die Deutschen zahlten in Oesterreich 65 Prozent aller Steuern) großgezogenen Völkerschaften: Tschechen, Polen, Slowenen meldeten immer lauter ihre Ansprüche an, die Deutschen befanden sich lange Zeit nur in matter Abwehrstellung und verfochten im Grunde mehr die Belange des Gesamtstaates als ihre eigenen. So beim Kampf um die Geltung der deutschen Sprache: Ein Staat mit zehn Sprachen ist kein Staat mehr, sondern ein babylonischer Turm. Die Durchlöcherung des Vorrechtes der deutschen Sprache in ihrem letzten amtlichen Zufluchtsort, im Heer, hat sich ja im Weltkriege empfindlich gerächt. Die österreichische Staatsregierung befolgte nicht stets und nicht allen gegenüber die gleichen Grundsätze. Die Polen z. B. erhielten in Galizien die unbedingte Vorherrschaft; dafür, und für das Zugeständnis, daß die Staatsgesetze für Galizien ausgesprochener- oder unausgesprochenermaßen nicht galten, stellten sie ihre Stimmen im Reichstag jeder österreichischen Regierung zur Verfügung. Die Slowenen, denen österreichische Regierungsweisheit überhaupt erst eine künstliche Schriftsprache mit Schere und Kleister aus einem halben Dutzend slavischer Grammatiken und Wörterbücher zusammenflicken ließ, bekamen gleichfalls von Zeit zu Zeit ein geringeres oder größeres Zugeständnis. Sogar die „unerlösten" Italiener in Südtirol und im Küstenland, die aus ihrer verbissenen Feindseligkeit gegen Oesterreich nie ein Hehl machten, bekamen ab und zu ein Stückchen Zuckerbrot. Mehr und mehr aber traten in den Mittelpunkt der österreichischen Politik die Tschechen. Sie machen jetzt kein Geheimnis mehr daraus, daß sie schon seit Jahrzehnten planmäßig Minen unter den österreichischen Staat gelegt haben. Damals arbeiteten sie mit verteilten Rollen: Die einen spielten den verkannten treuen Oesterreicher, der vom Staate endlich eine stärkere Förderung seiner Rechte verlangen kann, die anderen machten den wilden Mann, der mit dem Säbel des großen Bruders in Moskau rasselt; beide zusammen benützten jede parlamentarische Verlegenheit der Regierung — und sie fanden sich oft, diese parlamentarischen Verlegenheiten! —, um kleinere oder größere Zugeständnisse zu erpressen. So ergab sich der eigentlich unglaubliche Zustand, daß die Deutschen, die eine zuverlässige Stütze der Regierung waren, auf Schritt und Tritt zurückgedrängt wurden, während die in scharfer Opposition stehenden Tschechen ihre Stellung ständig verbesserten. Man sah darin früher nur einen Beweis für die Schwächlichkeit und Zaghaftigkeit österreichischer Staatsmänner und für das „Ruhebedürfnis" des Herrschers. Seit den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit kann nun laut gesagt werden, was früher nur mündlich gesagt werden konnte und überdies auch im Deutschen Reiche nie geglaubt wurde: Daß dieser Haltung österreichischer Regierungen bewußte Absicht zugrunde lag. Man hatte oben das Jahr 1866 durchaus nicht vergessen. Man verfolgte mit eifersüchtigem Unbehagen den Aufstieg des neuen Reiches; man spürte, so ängstlich auch das amtliche Deutsche Reich von allen „alldeutschen" Gedanken abrücken mochte, die Anziehungskraft, die der geschlossene Körper des Deutschtums auf die abgetrennten Splitter ausüben mußte. Unheilvoller Verblendung erschien der Slave als der zuverlässigere Untertan Habsburgs, der ehrliche, von Natur und Erziehung kaisertreue Deutsche als verdächtig! Es lag bewußter Plan in dem Bestreben, soviel als nur irgend möglich von deutschen Gemeinden der Slavisierung preiszugeben, den Rest durch kräftigste Durchsäuerung mit katholisch-internationalem Geist entweder für die deutsche Gefahr immun oder für das protestantische Hohenzollernreich unverdaulich zu machen. Von der abgrundtiefen Abneigung des Wiener Hofes gegen den Berliner stehen ja Beweise in Fülle zur Verfügung: Die Haltung eines Kaiser Karl, einer Kaiserin Zita im Kriege war für uns nichts Ueberraschendes.

In diesem Lichte sahen weiterblickende Führer des österreichischen Deutschtums die berüchtigten Sprachenverordnungen des Grafen Badeni (5. April 1898) als einen weiteren unheilvollen Schritt zur Zurückdrängung des Deutschtums, das in seinem Kampf gegen das Slaventum nun auch die ganze Regierungsgewalt gegen sich sah. Aber zu den zwei Feinden trat ein dritter: die katholische Kirche, der Klerikalismus. Nach einigem Schwanken ließen sich die deutschen Klerikalen einfangen für den „eisernen Ring der Rechten", der die letzte deutsche Notwehr, die parlamentarische Obstruktion, niederknüppeln ließ. Dieser Haltung in der gesetzgebenden Körperschaft entsprach ja schon seit langem die Haltung im völkischen Kleinkrieg. Der polnische, tschechische, windische Priester war auch im völkischen Kampfe unbestrittener Führer und Vorkämpfer. Es war gar nichts so Unerhörtes, wenn ein windischer Pfarrer

an seine Tür schrieb: Hunden und Deutschen ist der Eintritt verboten. Der italienische Priester war ohnedies ein heimlicher Vorposten des „kirchenräuberischen" Königreichs; der polnische davon überzeugt, daß die Mutter Gottes nur polnisch verstehe. Deutsche Priester, die zu ihrem Volke standen, waren weiße Raben; mancher Gutgesinnte fürchtete sich vor Konsistorium und Bischof, deren Rüge der tschechische nationale Hetzpriester nie zu gewärtigen hatte; und die meisten billigten die Haltung ihrer Partei! Vielfach aber waren, namentlich in Böhmen und Mähren, auch deutsche Gemeinden mit slavischen Priestern besetzt. Nach den ganz genauen, auf kirchlich-amtlichen Quellen beruhenden Zusammenstellungen von Anton Nittel, dem Führer der Altkatholiken (Los von Prag und Rom! Warnsdorf 1898, S. 4—6) waren in den vier Diöcesen Böhmens damals an 719 rein deutschen Orten neben 618 deutschen 562 tschechische Priester, an 114 „gemischtsprachigen", aber auch teilweise überwiegend deutschen Orten neben nur 23 deutschen 272 tschechische Priester (in den reintschechischen Pfarren amteten natürlich nur tschechische Priester). Jahrelang hatten tschechische Professoren und tschechische Mitstudenten den deutschen Jünglingen planmäßig das Leben im Priesterseminar zur Qual gemacht — bis die Deutschen ausblieben. An ihrer Stelle wurden Tschechen in Massen herangezogen, ohne Rücksicht auf geistige, sittliche, kirchliche Eignung, an deren Vielen zwanzig Jahre nachher die eigene Kirche das gebrannte Herzeleid erlebte! Der tschechische Priester war dann in Stadt und Land der ganzen Sprachgrenze entlang der gefürchtete Vorkämpfer der Tschechisierung. Er zog den tschechischen Meßner, Nachtwächter, Postmeister in den Ort, machte Platz für tschechische Handwerker, gründete tschechische Schulen und Vorschußkassen, war der Vorstand der tschechischen Vereine; ihm gegenüber war die deutsche Abwehr kraftlos, denn er war der Priester und verwaltete die Schlüssel des Himmels und der Hölle! Und ähnlich war's an den anderen Sprachgrenzen.

Die Deutschen, in einen Verzweiflungskampf gegen Slaventum und Staatsgewalt gedrängt, waren der Kirche gegenüber bescheiden: Ihr Dichter Rosegger verlangte von seiner Kirche „nur Neutralität! Es ist sündhaft wenig verlangt!" Aber selbst die Neutralität wurde versagt: Im Kampf auf Leben und Tod stieß Rom in der Person seiner Bischöfe und Priester und seiner Politiker dem deutschen Volke den Dolch in den Rücken. Da brach endlich die deutsche Geduld.

Führend im damaligen Abwehrkampfe waren unbestritten die Radikalen, die sich um Georg Ritter von Schönerer gesammelt hatten. Schönerer († 1921), ein Volksredner von zündender Gewalt, ein Charakter von unbestechlicher Folgerichtigkeit, verzehrt von lauterer, lodernder Liebe zu seinem Volke, war durchaus nicht etwa, wie die gemäßigten Deutschen gerne von ihm behaupten, „kein Politiker". Schon vor dem Kriege hieß es in denselben Kreisen immer wieder: „Der Schönerer hat doch recht behalten!" Und erst recht die Erfahrungen und Erlebnisse seit 1914 bedeuten eine fortgesetzte glänzende Rechtfertigung seiner Politik. Richtig ist ja, daß er die Menschen oft falsch einschätzte, an ihre Tapferkeit, ihren Idealismus oft allzu große Anforderungen stellte. Lieber schlug er durch Unerbittlichkeit gegen Lumpereien seine eigene Partei in Scherben, als daß er sich zu Kompromissen entschlossen hätte! Eine begeisterte Jugend, namentlich Turner und Studenten, hing an ihm mit schwärmerischer Verehrung, und aus diesen Kreisen heraus kamen die ersten Rufe zur Tat. Während am 10. Dezember 1897 cand. med. Födisch bei einer Rede im Arkadenhof erklärte, „daß die deutschnationale Studentenschaft nur auf den gegebenen Augenblick wartet, um ihrem Volke durch ein großes Beispiel zu zeigen, wie es sich aus den Fesseln der römischen Todfeindin losmachen soll, um in der deutsch-christlichen, protestantischen Kirche eine gewiß tausendmal edlere, eine freiere und vor allem eine nationale Erziehung zu genießen", rief zwei Tage nachher auf dem ersten deutschen Volkstag zu Wien in den Sophiensälen cand. med. Rakus mit dem Feuereifer, der ihm (heute Zahnarzt in Salzburg) bis zum grauen Haare treu geblieben ist: „Wo Rom die Wege unseres Volkes kreuzt, wo es dem lebendigen Strome desselben hemmend in die Arme fällt, da legt es selbst Hand an seine Wurzeln. Eine solche römisch-katholische Politik wie die heutige muß eine Sturmesbrandung des verletzten deutschen Volksbewußtseins entfesseln, die mit allbezwingender Gewalt durch die deutschen Gaue tost mit dem einzig wirksamen Kampfesruf: Los von Rom! Im übrigen möge man die Sorge für unsere Seligkeit und die Verantwortung dafür vor Gott uns getrost selbst überlassen, denn der liebe Gott versteht ja auch deutsch, und das Sprichwort sagt: Gott verläßt keinen Deutschen. Daran wollen wir festhalten." —

Das sind die vielberühmten „rein politischen" oder „rein nationalen" Anfänge der Los von Rom-Bewegung, mit der jetzt noch nach 25 Jahren mancher gute Protestant kopfscheu gemacht werden soll. Wir fragen aber: Ist nicht schon in diesen Anfängen — von der späteren Entwicklung hier noch abgesehen — etwas, was das Herz warm macht? Sich wehren für Volkstum und Muttersprache ist an sich schon ein guter Kampf, wo er sich auch findet. Aber wer mag verkennen, daß hier ein Gedanke von wahrhaft geschichtlicher Bedeutung ans Licht drängte: im Gegensatz zu einem Liberalismus (in dessen Gefolge auch blind die Sozialdemokratie marschiert), der, um unberechtigte und unwillkommene Einflüsse des politischen Klerikalismus abzuweisen, die religiöse Gleichgültigkeit großzog und die Religion totzuschlagen suchte, vielfach aber damit erst recht den religiösen und den politischen Einfluß Roms stärkte, war hier zum ersten Male wieder der Gedanke zur Erörterung gegeben: Ueberwindung der zum völkischen und kulturellen Hemmnis gewordenen Religion durch die Religion in ihrer geistig höheren und völkisch zuverlässigen Ausprägung, Anknüpfung an die durch die Gegenreformation unterbrochene Vergangenheit. Hr.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsch-protestantische Umschau.

Deutsches Reich.

D. Dr. Lisco †.

Am 7. November starb im Alter von 73 Jahren nach längerem Leiden der Erste Vorsitzende des Präsidiums des Evangelischen Bundes, Exzellenz D. Dr. Hermann Lisco. Der Verstorbene hat nicht nur eine vorzügliche juristische Laufbahn vom Richter bis zum Kammergerichtspräsidenten durchgemacht und ist durch seine längere bedeutsame Teilnahme an der Reichsverwaltung als Staatssekretär im Reichsjustizamt vom November 1909 bis zum August 1917 in weiten Kreisen bekannt geworden, sondern auch die evangelische Kirche und das evangelische Vereinsleben verdanken dem aus einer Berliner Pfarrersfamilie stammenden, wahrhaft evangelischen Mann und echten Protestanten eine reiche und bedeutsame Förderung. Er war durch königliches Vertrauen lange Jahre Mitglied der Preußischen Generalsynode, war Mitglied der verfassunggebenden Kirchenversammlung, nahm an dem Kirchentag in Dresden 1919 teil und gehörte dem Evangelischen Bunde seit seiner Gründung, seit längerer Zeit seinem Zentralvorstand und seit 1920 seinem Präsidium an, dessen ersten Vorsitz er am 1. Oktober 1922 übernahm. Mit großer Erfahrung in Rechtssachen und mit einer milden, für den Ausgleich stets bereiten Gesinnung ausgerüstet, hat er den Evangelischen Bund in schwierigen Fragen mit seinem klugen Rat und seiner weitschauenden Vorsicht geleitet und dadurch die Weiterarbeit des Bundes tatkräftig gefördert. Noch bis in die letzten Wochen und Tage seines arbeitsreichen, mit großem Segen begleitenden Lebens hat er an der Entwicklung des Bundes regsten Anteil genommen. Am 30. Januar 1920 konnte er in körperlicher und geistiger Rüstigkeit seinen siebzigsten Geburtstag und am 25. September 1922 sein fünfzigjähriges juristisches Doktorjubiläum begehen. Seine Verdienste um die evangelische Sache wurden an seinem 70. Geburtstage durch die ehrenvolle Verleihung eines Doktors der Theologie durch die evangelisch-theologische Fakultät in Berlin öffentlich anerkannt. Das Doktordiplom rühmte die Reinheit seiner Gesinnung, seine aufrichtige Frömmigkeit und sittliche Bewährung. Was der Heimgegangene dem Evangelischen Bunde und dadurch der evangelischen Kirche gewesen und geleistet, wird in dem dankbaren Gedächtnis ihrer Mitglieder fortleben.

Uebertritt eines Jesuiten. Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, ist der bekannte Schriftsteller aus dem Jesuitenorden, O. Karrer, in Rom zur evangelischen Kirche übergetreten. Gemeinsam mit seinem Ordensgenossen E. Przywara veranstaltete Karrer eine mehrbändige Auswahl aus den Schriften des englischen Kardinals John Henry Newman, der vor Jahrzehnten als junger Geistlicher von der evangelischen zur römischen Kirche übergetreten war, zeitlebens aber in Augustinus wurzeln

blieb und mehr zum Aufkommen des „Modernismus“ in der römischen Kirche beigetragen hat als man auf römischer Seite gerne zugesteht. Die Beschäftigung mit Newman hat Karrer zunächst zu Augustinus und von da zu Luther gebracht, bis er den dem Wege Newmanns entgegengesetzten Weg ging. Karrer soll, wie gemeldet wird, im Dienste der protestantischen Landeskirche von Bayern r. d. Rh. seine Verwendung finden.

Um die evangelischen Feiertage. Unablässig geizt die Regierung des Volksstaats Thüringen nach dem Ruhme, die Empfindungen ihrer kirchentreuen Evangelischen so anhaltend wie nur möglich und so kräftig wie nur möglich zu verletzen. So hat das „Volksbildungsministerium“ auch in diesem Jahre wieder Lehrern und Schülern den Besuch der Hauptgottesdienste am Vormittag des Reformationsfestes und des Bußtags untersagt und, da vielfach außer den Lehrern keine Organisten zur Verfügung stehen, dadurch überhaupt die Abhaltung von Gottesdiensten unmöglich gemacht. Wie zum Hohne hat man hinzugefügt, daß Lehren und Schülern „widerruflich“ die Ermächtigung erteilt wurde, sich an den Nachmittagen zu den (nicht stattfindenden!) Gottesdiensten vom Schulbesuch befreien zu lassen. Da die beiden Festtage (Bußtag alljährlich und Reformationstag heuer) auf den ohnedies am Nachmittag schulfreien Mittwoch fielen, so kann dies nur als bewußte Verhöhnung der Kirche betrachtet werden. Im vorigen Jahre hat die Thüringer Regierung der erregten evangel. Oeffentlichkeit nachgegeben. In diesem Jahre hat man die oben erwähnte hinterhältige Verfügung kurz vor dem Reformationstage herausgehen lassen, wohl in der Annahme, daß die Verteuerung von Bahn, Post und Fernsprecher keinerlei gegenseitige Verständigung zum Zwecke gemeinsamer Abwehr ermöglichen werde. So handelt dieselbe Regierung, die (aus politischen Koalitionsgründen erweist man dem Zentrum gerne eine kleine Gefälligkeit) den 3 bis 5 Proz. Katholiken in Thüringen ihr Recht auf den Fronleichnamsfeiertag nicht zu verkürzen wagt. — Mit der thüringischen Regierung wetteifert an Unverstand die freistaat-sächsische, die den Präsidenten des Landeskonsistoriums Dr. Böhme und den Vizepräsidenten Landesbischof D. Ihmels zwangspensioniert hat und nun, ohne die Entscheidung des Reichsinnenministeriums über die Rechtsgültigkeit dieser Verfügung abzuwarten, den Beamten des Konsistoriums unter Androhung schwerer Strafen untersagt hat, Aufträge und Unterschriften dieser beiden Spitzen der Behörde entgegenzunehmen. (Wir finden übrigens, daß das Reichsinnenministerium in diesem eine ganze deutsche Landeskirche innerlich aufwühlenden Falle etwas Uebriges tun und seine Entscheidung ein wenig beschleunigen könnte.) — Es bedeutet dies alles ein ganz grund- und zweckloses, aus kleinem Haß gegen das Große und Echte herrührendes Herumhacken auf der Kirche, deren Geltung und Ansehen bei solchen kleinen Geistern aus jüdischer Schule gründlich unterschätzt wird und das schließlich letzten Endes nur dazu beitragen wird, die Treue zur Kirche und den Willen zur Verteidigung ihrer bedrohten Belange dem Kirchenvolk fest in die Herzen zu hämmern.

Die französische Schreckensherrschaft an der Ruhr dauert, obwohl der passive Widerstand eingestellt ist, unverändert an. Nach wie vor gefallen sich viele französische Offiziere, die bekanntlich in großer Zahl Parteigänger der Klerikalen sind, ganz besonders darin, ihre Bosheit an der evangelischen Kirche auszulassen; so wird uns von mehreren Seiten vom Kriegsschauplatz berichtet. So wurde jetzt von dem französischen Polizeigericht zu Essen Pfarrer Seiler, der Leiter des rheinischen Evangelischen Preßverbandes, unter der Angeklagte antifranzösischer Propaganda zu einem Jahr Gefängnis und einer Geldstrafe von 500 Goldmark verurteilt. Die Pfarrer Lindemann und Kayer, die versucht hatten, durch die Ruhr ins unbesetzte Gebiet zu gelangen, wurden vom Militärpolizeigericht Witten zu je drei Monaten Gefängnis und 500 Goldmark Geldstrafe verurteilt. Pfarrer Hartz in Wirschweiler wurde verhaftet und in das Gefängnis nach Trier abgeführt, weil er vor acht Monaten in einer Sitzung des Presbyteriums vor dem Ankauf von Holz gewarnt hatte, das von den Franzosen beschlagnahmt worden war. Pfarrer Grützner aus Kirchberg wurde ausgewiesen, weil er antifranzösische Propaganda getrieben und für die Rhein- und Ruhrhilfe gesammelt haben soll; Tatsache ist, daß Grützner sich seit geraumer Zeit politisch zurückgehalten und Sammlungen für die Rhein- und Ruhrhilfe nicht veranstaltet hat. Die Oberin des Magdaleniums „Bethesda“ in Boppard haben die Besatzungstruppen in einer Frist von $1\frac{1}{2}$ Stunden ausgewiesen, die Anstalt geschlossen und für Zwecke der französischen Heeresverwaltung — mitten im „Frieden“ — beschlagnahmt. — Marschall Foch, der von einer amerikanischen Jesuitenuniversität mit dem Doktorhut ausgezeichnet wurde, wird mit seinen Jüngern zufrieden sein.

Wie man die Rechte der Minderheiten achtet, zeigt die allen Friedensverträgen hohnsprechende Schulpolitik der polnischen Regierung in den geraubten Gebieten. Obgleich zahlreiche evangelische Schulen alte kirchliche Stiftungen sind, hat man rücksichtslos ihre Gebäude für polnisch-katholische Schulen genommen und die kleinen evangelischen Häuflein in minderwertige Schullokale verwiesen. Neuerdings aber sind sämtliche Schulen unter 40 Kindern aufgelöst, auch die für die evangelischen Kinder in den weitzerstreuten Landgemeinden eingerichteten Sammelschulen, obgleich diese zum Teil erheblich größere Schülerzahlen aufwiesen. Tausende von evangelischen Kindern sind somit gezwungen, katholisch-polnische Schulen zu besuchen. Zwar nehmen sie selbstverständlich am katholischen Religionsunterricht nicht teil, aber da sie bei den täglichen katholischen Schulgebeten usw. anwesend sind, bringen schon heute zahlreiche jüngere Kinder aus der Schule Heiligengebete, Rosenkranzübungen und dergl. in die evangelischen Familien mit. Ihrer übernommenen Verpflichtung gemäß für evangelischen Religionsunterricht zu sorgen, ist die polnische Regierung durch eigene Schuld völlig außerstande, da nach Beseitigung der evangelischen Lehrkräfte meilenweit kein evangelischer Lehrer mehr ist, der ihn erteilen könnte, die Pastoren aber in ihren weit zerstreuten Landgemeinden außerstande sind, die kleinen versprengten Häufchen evangelischer Kinder zu unterrichten, zumal die Erteilung von Unterricht allen Personen verboten ist, die die deutsche Reichsangehörigkeit besitzen. So wächst ein Geschlecht heran, das dem Glauben seiner Väter von klein auf gewaltsam entfremdet wird. Ganz ähnlich liegen die Dinge für die evangelischen Schüler höherer Lehranstalten, die gleichfalls künftig gezwungen sind, die polnisch-katholischen Schulen zu besuchen, nachdem den deutschen höheren Lehranstalten seit dem 1. September die Berechtigung zur Erteilung des Reifezeugnisses und des Einjährigenzeugnisses genommen ist. Daß dadurch gerade die führenden Kreise der Gefahr der Katholisierung ausgesetzt sind, liegt auf der Hand. Der Ruin der evangelischen Jugenderziehung wird vollendet durch die kürzlich erfolgte Auflösung des Bromberger Lehrerseminars, der einzigen Ausbildungsanstalt für evangelisch-deutsche Lehrkräfte in Polen.

Oesterreich und Erbstaaten.

Gemeindenachrichten. In **Wien wurden wieder zwei neue** Stätten für den evangelischen Gottesdienst eröffnet: in Kaisermühlen (am 29. August) und in Zwischenbrücken (am 16. August).

Am 1. November wurde in Steiermark eine neue (die 20., unter Einrechnung der zwei im geraubten Gebiete die 22.) evangelische Pfarrgemeinde gegründet, und zwar für Voitsberg mit Köflach, bisher zur Pfarrgemeinde Stainz gehörig. Zum ersten Pfarrer der jungen Pfarrgemeinde wurde der bisherige Vikar Perner, ein früherer Benediktiner, gewählt.

Persönliches. Zum Senior des bisherigen Ober-Eisenburger Seniorats (Burgenland) wurde der bisherige Senior Pfarrer Theophil Beyer in Oberschützen wiedergewählt. Pfarrer Warkoweil in Allhau (Burgenland) starb am 5. September. In Deutsch-Jarndorf (Burgenland) wurde Pfarrer Friedrich Geistlinger eingewiesen; in Mürzzuschlag (Stmk.) P. Eggebrecht aus Staßfurt (Prov. Sachsen) zum Pfarrer gewählt.

Seinen 80. Geburtstag beging der älteste unter der Wiener Pfarrerschaft, Pfarrer Professor D. Dr. Paul von Zimmermann; sein 40jähriges Amtsjubelfest Superintendent Oberkirchenrat D. Gummi in Aussig, die 25jährige Jubelfeier als Pfarrer derselben Gemeinde Oberkirchenrat D. Dr. Zilchert in Prag. Die „Wartburg“, die sich den drei Jubilaren in mancherlei Arbeitsgemeinschaft verbunden weiß, schließt sich den vielen Glückwünschenden in Treuen an!

Nach dem Tode ihres verdienten Herausgebers, des Bielitzer Pfarrers D. Arthur Schmidt, ist nunmehr die „Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich“ eingegangen. Seit der Zertrümmerung des Habsburgerstaates hatte das altbewährte Blatt begreiflicherweise einen schweren Stand und konnte nur durch die engen Beziehungen persönlicher Freundschaft und ehrlicher Wertschätzung aufrechterhalten werden, die den Herausgeber mit den Amtsträgern der evangelischen Kirche im ganzen alten Kaiserstaat verbanden. Nach seinem Heimgang konnte dieses Erbe kein Anderer antreten; für eine gemeinsame Kirchenzeitung in den getrennten Staaten, die jetzt erst fühlen, wie lose ihr Zusammenhang schon in der kaiserlichen Zeit war, ist kein Raum mehr. Wohl aber scheint uns ein dringendes Bedürfnis eine wissenschaftlich-praktische Zeitschrift (vielleicht Vierteljahresschrift) für die gesamte deutsch-evangelische Diaspora des europäischen Ostens, für die sicher in der Wiener evangelisch-theologischen Fakultät die berufensten und besten Kräfte zu finden wären.

Vom österreichischen Altkatholizismus. Im zweiten Kalendervierteljahr 1923 sind zur altkatholischen Kirche (bei 148 Austritten) 715 Personen übergetreten, davon 556 in den drei Wiener Gemeinden, 54 in Salzburg, 53 in Graz, 33 in Linz, 13 in Innsbruck, 6 in Ried. Der Geburtenüberschuß betrug 86, die Seelenzahl 23 010. In Klosterneuburg wurde

(in der evangelischen Kirche) erstmals Gottesdienst gehalten. Der Frauenverein der ersten Wiener Gemeinde hat sich zur Diakoniearbeit bereit erklärt: 13 Vereinsmitglieder besuchen die erkrankten Glaubensgenossen in den Krankenhäusern und sehen in den Familien nach dem Rechten.

Gegen den Anschluß macht jetzt die Wiener „Reichspost" täglich Stimmung, wozu sie als billiges Agitationsmittel die wirtschaftliche Not des Deutschen Reiches braucht und mit salzlosen Witzchen behöhnt. Dabei plaudert sie auch einmal (268) sehr unvorsichtig aus der Schule. In einem kleinen Aufsätzchen über den Tiroler Priester und Volksschriftsteller Sebastian Rieger („Reimmichel") schreibt ein Tiroler Mitarbeiter, Innerkofler: „Als man von Stinnes angeschmiert den Anschlußrummel machte, hat ein Schraffl sich zur Dummheit verleiten lassen, mit Gewalt gerade den Reimmichel für jene Wochen mundtot zu machen." Wenige Tage nach der Tiroler Volksabstimmung über den Anschluß hörte ich in Innsbruck, daß die klerikale Parteileitung damals auf den Wellen der nationalen Begeisterung mitgeschwommen sei, um der Gefahr eines Massenabfalls von der Partei zu begegnen, in der bestimmten Annahme, die Abstimmung werde ja doch keine weiteren Folgen haben; denen, die aus ihres Herzens Deutschfeindlichkeit kein Geheimnis machen wollten, habe man Schweigen auferlegt. Nun wird durch eigene Unvorsichtigkeit diese Auffassung bestätigt. Und wie haben sich damals die Klerikalen als Hüter und Retter des Deutschtums verhimmeln lassen!

Evangelisch-theologische Fakultät in Oedenburg. Für die jetzt verstaatlichte und (unter vorläufiger Belassung an ihrem Sitz in Oedenburg) der Universität Fünfkirchen einverleibte evangelisch-theologische Fakultät wurden vom Reichsverweser des Königreichs Ungarn nun die Professoren ernannt. Es sind im wesentlichen die bisherigen Professoren, die damit zu staatlichen Universitätsprofessoren befördert wurden: Dr. Johann Deak für A. T., Dr. Karl Pröhle für Systematik, Wilhelm Straner für praktische Theologie, Alexander Payr für allgem. Kirchengeschichte, Alexander Kovacs für Kirchenrecht und Landeskirchengeschichte; für N. T. wurde Eugen Kiß zum außerordentlichen Professor ernannt. Erster Dekan wurde Professor Straner.

Zur Förderung der Sonntagsheiligung müssen in Ungarn, lt. Verordnung des Ministeriums d. J., an Sonntagen und allen christlichen Feiertagen (unter denen auch der Karfreitag ausdrücklich genannt ist) in allen Gemeinden unter 10 000 Einwohnern die Schankstätten am ganzen Vormittag von 5—12 Uhr gesperrt sein.

Was sie für Sorgen haben. „Vor kurzem war Albert Radvanszky, der General-Inspektor der evangelischen Kirche Ungarns, in Berlin; dort wurde er in der Friedenskirche durch den Prinzen Eitel Friedrich zum Ritter des preußischen Johanniterordens geschlagen. Das hat allerlei Aufsehen erregt, nicht nur in Ungarn und Deutschland, sondern auch in Frankreich, wo unter anderen die katholische Zeitung La Croix das Ereignis mit einigen Kommentaren versah, die in Ungarn nicht gerne gelesen wurden. La Croix stellte nämlich bei dieser Gelegenheit einige Betrachtungen über die protestantische Vorherrschaft in Ungarn an; sie erinnerte daran, daß es der protestantische Reichsverweser Horthy gewesen ist, der die Rückkehr des katholischen Königs Karl vereitelte, daß unter Horthy die wichtigsten Stellen im Lande, im Heere sowohl wie in der Verwaltung mit Protestanten besetzt würden, und gab dann der Vermutung Ausdruck, daß diese protestantische Klique beabsichtige, die Stefanskrone einem preußischen Prinzen in die Hände zu spielen." So zu lesen in der Salzb. KKZ. (36). Und das soll wohl ernst genommen werden! Wir erinnern uns daran, schon vor etwa 25 Jahren einmal in einer klerikalen Zeitung gelesen zu haben, daß Prinz Eitel Friedrich eifrig madjarisch lerne, um einmal als Attila der 1. den Thron Ungarns zu besteigen. Derartiger Wahn scheint periodisch wiederzukommen wie die Malaria.

Priesterlicher Nachwuchs in Böhmen. Für die Diözese Prag sollen in diesem Jahre 12 Neupriester geweiht werden: 7 deutsche, 2 slowakische und 3 tschechische. Die Diözese zählt etwa 2½ Millionen Katholiken. Das Korrbl. f. d. kath. Kl. (8), dem wir dies entnehmen, bemerkt dazu: „Das ist die Befreiung. Was die Schönborn, Schwarzenberg (die früheren hochadeligen Erzbischöfe) usw. dazu sagen würden, **denen jeder Deutsche haeresi proximus (der Ketzerei hochverdächtig)** erschien?"

Der Erzbischof Dr. Stojan von Olmütz ist am 29. September gestorben. Ein geistlicher Kriegs- und Revolutionsgewinnler. Politischer Kaplan, Abgeordneter im Wiener Parlament, eifriger Tscheche, wurde er Mitglied der Revolutionsregierung im Herbst 1918 und nach der Vertreibung des letzten „Fürsterzbischofs" durch die Gunst der kulturkämpferischen Prager Regierung am 10. März 1921 Inhaber des immer noch reich dotierten erzbischöflichen Sitzes von Olmütz. Seinen deutschen Diözesanen hat er bei Antritt seines Amtes allerlei Schönes — versprochen; bei Deutschen genügt das ja. Stojan war ein Hauptförderer des „Cyrill-Method-Werkes" zur Wiedervereinigung der getrennten Slawen mit der römischen Kirche; er mußte auch in seiner Diözese erleben, daß die Entwicklung eher den umgekehrten Weg ging.

Zur Kirchenunion zwischen Rom und den griechisch-morgenländischen Kirchen bringt (laut Osserv. Rom. 231) die Belgrader Narodna Politika, die ihrerseits wiederum aus der Moskauer Isvestija schöpft, einen bemerkenswerten Beitrag. Es wird dort mitgeteilt, daß der russische Patriarch Tychon bei der polnischen Regierung gegen die Zurücksetzung der rechtgläubigen Kirche zugunsten der römischen Verwahrung eingelegt habe und daran die Bemerkung geknüpft, der Patriarch Tychon sei, ehe er ein Gegner der katholischen Kirche wurde, ein Gönner der Vereinigung der russischen Kirche mit Rom gewesen. Vom Herbst 1921 bis zum Frühjahr 1922 haben Besprechungen zwischen hervorragenden Vertretern der beiden Kirchen in dieser Richtung stattgefunden, und zwar mit Billigung des Patriarchen Tychon. Die russische Regierung habe aber die Teilnehmer verhaftet oder verbannt. Das Belgrader Blatt zählt eine Reihe von Teilnehmern namentlich auf; einer von ihnen, offenbar der Urheber der Zeitungsmerke, halte sich gegenwärtig in Südslawien auf. Offenbar handelt es sich hier um einen Fühler der franzosenfreundlichen Gruppe innerhalb der russischen Adelskreise, die sich auf dem Wege über Rom die Hilfe Frankreichs für die kommende Gegenrevolution sichern wollen.

Ausland.

England. **Wie der „Oss Romano" (170) mit großer Befriedigung berichtet, hat nun auch das kalvinistische Schottland ein kleines Lourdes.** In dem Bergarbeiterdorf Carfin in der Grafschaft Lawarkshire, unter dessen 2000 Einwohnern sich auch 500 Katholiken befinden — eingewanderte Bergleute aus Irland und Litauen — wurde eine Lourdesgrotte errichtet, bei der sich schon allerlei wunderbare Gnadenerweisungen zugetragen haben. Schon ist die Grotte allsonntäglich das Ziel starker Pilgerzüge; Sonntag nach Fronleichnam will man 50 000 Besucher gezählt haben. —

„Bei einer Bevölkerung von 36 000 000 Einwohnern gibt es nur 1 900 000 Katholiken, und infolgedessen ist unsere Aufgabe riesengroß; es handelt sich darum, 34 000 000 Menschen zu bekehren. Für diese Aufgabe haben wir nur 4000 Priester, von denen nicht alle im unmittelbaren Seelsorgerdienst stehen; auf jeden Priester wartet die Pflicht, 8500 Menschen zu bekehren . . ." So schrieb (laut Evangelista 26) im „Tablet", dem Hauptblatt der englischen Katholiken, der Prämonstratenser Mac Nabb. Der Evangelista erinnert bei dieser Gelegenheit an eine Aeußerung eines der streitbarsten katholischen Führer in England, des P. F. M. Higley (im „Tablet" vom 5. Oktober 1918): „Die Leiden und Schmerzen, die der Krieg mit sich gebracht, sind unendlich, aber für mich ist einer der schwersten Schmerzen die Erkenntnis, daß sich die katholische Kirche unfähig gezeigt hat, die arbeitenden Klassen an sich zu ziehen."

Kanada. Eine Zählung über die Religionsbekenntnisse in Kanada, die von der katholischen Presse mit Eifer verbreitet wird, hat ergeben, daß 3 383 663 römische Katholiken gezählt werden. Damit stehen die römischen Katholiken an der Spitze aller Kirchen in Kanada. Ihr Verhältnisanteil wird in dem Korrespondenzbericht, der durch die katholische Presse ging, auf 33 vom Hundert der Gesamtbevölkerung angegeben; es folgen Presbyterianer und Anglikaner je mit 16 vom Hundert, Methodisten mit 13 v. H., Baptisten mit 5 v. H., Lutheraner mit 3 v. H., usw. Die Zahl derer, die sich zu keinem Glauben bekannten, ist seit der letzten Zählung von 80 000 auf 19 000 zurückgegangen. Der Bericht verschweigt aber, daß 1905 noch 41 v. H. der Bevölkerung Katholiken waren, gegen 51 v. H. Protestanten, und daß somit in dem Lande, in dem bis 1769 (unter französischer Herrschaft) der Protestantismus verfolgt wurde, der Katholizismus immer deutlicher die Religion einer Minderheit wird.

Seit dieser Zählung haben sich übrigens drei von den bedeutenderen protestantischen Kirchen in Kanada: Methodisten, Presbyterianer und Kongregationalisten zusammengeschlossen und bilden jetzt die „Vereinigte Kirche von Kanada".

Auch eine Statistik. Im „World Almanach", dem amtlichen statistischen Handbuch, das vom Census-Bureau der Vereinigten Staaten herausgegeben wird, wird folgende Statistik über den Analphabetismus in der Welt veröffentlicht:

Argentinien	54,4 %	**Canada**	11 %
Brasilien	85,2 %	**Verein. Staaten**	7,7 %
Bolivia	82,9 %	**Holland**	8 %
Chile	49,9 %	**Australien**	1,8 %
Columbia	73 %	**England**	1,8 %
Ungarn	33 %	**Schottland**	1,6 %
Mexiko	70,7 %	**Dänemark**	2 %
Portugal	68,9 %	**Schweden**	2 %
Spanien	58,7 %	**Deutsches Reich**	0,05 %

Deutsch-Evangelisch im Auslande. Für die südliche Dobrudscha ist ein neues Kirchspiel mit dem Amtssitz des Pfarrers in Cobadin errichtet worden, zu dem noch außerdem sechs weitere Ansiedlergemeinden gehören. Die neue Gemeinde ist von Konstantza aus begründet worden.

In Malmö (Schweden), wo sich im Winter 1922/23 eine deutsche evangelische Gemeinde gesammelt hat, wurde am 1. Juli der Grundstein zu einer evangelischen Kirche gelegt. Das Hauptverdienst an der neuen Gründung gebührt dem Hauptpastor der deutschen St. Petri-Kirche in Kopenhagen, W. Lampe, der seit 1908 monatlich einmal Predigtgottesdienst in Malmö hält. 1919 bestimmte dann die deutsche Frau eines schwedischen Großindustriellen ein Vermächtnis von 125 000 Kr. für den Kirchbau, wozu der Magistrat auf Vorschlag des Hauptpastors der (bis 1687 deutsch gewesenen) Karoli-Kirche einen schönen Bauplatz unentgeltlich überließ. Pfarrer der jungen Gemeinde wurde der bisherige Religionslehrer der deutschen S. Petri-Kirche in Kopenhagen, Adolf Spelmeyer.

Deutsch-protestantische Bücherschau.

Die Anfänge des Dogmas.

Die Frage nach der Entstehung der Kirche, ihres Dogmas, ihrer festen Lehrnormen wird trotz weithin geltender Uebereinstimmung im ganzen Schema des Aufbaus der altkirchlichen Entwicklungsgeschichte doch bis heute auch auf protestantischem Boden nicht einheitlich beantwortet. Man unterscheidet sich vor allem in der Frage nach dem Tempo der Entwicklung zu einer festeren Rechts- und Kultusgröße, heraus aus der für das Urchristentum noch charakteristischen „Geistesherrschaft", an deren Stelle allmählich in Auseinandersetzung mit gewissen Erscheinungen innerhalb wie außerhalb des Christentums die Herrschaft fester Formen und dogmatischer Maßstäbe getreten ist. Während die einen Forscher die Anschauung von der relativ frühen Festigkeit der Formen in Lehre, Kultus, Verfassung und dergl. vertreten, steht auf der anderen Seite die neuerdings sogar durch gewisse neue Entdeckungen noch verstärkte These, wonach die Grenzen zwischen „Kirche" und „Häresie" sogar noch viel länger, als man selbst in der sogenannten kritischen Forschung angenommen hatte, fließend und die Ordnungen viel länger lose geblieben sind. In jene erste Reihe der Forscher gehört ohne Zweifel der Dogmatiker und Dogmenhistoriker Prof. D. Reinhold Seeberg hinein, wie der jetzt in dritter Auflage vorliegende, mannigfach erweiterte und verbesserte erste Band seines großen fünfbändigen „Lehrbuchs der Dogmengeschichte" wieder zeigt (Leipzig, Deichert 1922. 676 S.). Wenn man diese Darstellung der Anfänge des Dogmas im nachapostolischen und altkatholischen Zeitalter, die noch das Christentum des dritten Jahrhunderts mit umfaßt, mit der führenden Dogmengeschichte auf sogenannter kritischer Seite, der von Adolf von Harnack, vergleicht, kann man erfreulich viel Gemeingut der wissenschaftlichen Forschung feststellen. Daneben gewahrt man überall Seebergs Willen zur Selbständigkeit und zu eigenen, von ihm eingehend begründeten Urteilen, die man als anregend wird bezeichnen müssen, auch wenn man selber hier und da anders urteilt. Zu diesen Differenzen gehört nicht zuletzt das, was Seeberg über die schon im Neuen Testament vorhandenen „festen statutarischen Formen und Normen" ausführt, und bei denen er u. E. der Gefahr erliegt, aus den zweifellos schon im Neuen Testament nachweisbaren Spuren von festen liturgisch-kultischen Formulierungen und von Bekenntnissätzen auf das Vorhandensein eines bereits relativ festen, sicher in 1. Kor. 15, 3–4 zitierten, in den Jahren 30 bis 95 herausgebildeten dogmatischen Bekenntnisses zu schließen, wenn auch ohne Frage vorsichtiger als sein Bruder Alfred Seeberg in seinem hierfür grundlegenden Werk: „Der Katechismus der Urchristenheit" (1903). Zu den Abschnitten seiner „Dogmengeschichte", in denen sich Seeberg mit der neuesten Forschung über die Entstehung des sogenannten Apostolischen Symbols (Holl, v. Harnack, Lietzmann, Haußleiter u. a.) auseinandersetzt und seine eigene Meinung entwickelt, hat er selber in der „Zeitschrift für Kirchengeschichte" (N. F. III, 1921) Ergänzungen und Einzelnachweise gegeben. Seeberg erkennt nicht Rom, sondern Jerusalem als den Ort, wo das Bekenntnis entstanden ist, und setzt das sogenannte altrömische Symbol erst unter Papst Kallist (217/8) an.

Zscharnack.

Für den Weihnachtstisch.

Unter den Werken der Erzählungskunst, die uns heute vorliegen, möchten wir in erste Reihe stellen: „Der Kriegspfarrer". Ein Roman aus dem 30jährigen Kriege Von Friede H. Kraze. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Cie. 1923. 330 S.) Die Verfasserin hat sich einen Stoff gewählt, den nicht so leicht eine weibliche Feder meistert, nämlich das gewaltige Erleben des 30jährigen Krieges. Aber ihre Hand erweist sich als stark genug auch für diesen Stoff. Und so lebendig wirkt ihre Kunst, daß man ganz den zeitgeschichtlichen Hintergrund vergißt; man hört die keuchenden Atemzüge eines Geschlechts, das unter die Räder der Weltgeschichte geraten ist und sich doch allen Gewalten zum Trutz erhalten will, und schöpft daraus Zuversicht und Hoffnung für unsere Gegenwart. Sind die Farben auch bisweilen etwas kraß aufgetragen — die Zimperlichkeit haben wir ja verlernt. Wir können den, der ein gutes Buch für unsere Zeit sucht, nicht eindringlich genug auf dieses Werk hinweisen.

Vom Dreißigjährigen Krieg zum Bauernkrieg! Thomas Münzers Ende und den Kinderkreuzzug verarbeitete Karl Lieblich zu zwei wuchtigen und wirksamen Erzählungen unter dem Titel: „Die Traumfahrer" (Jena, Diederichs. 1923. 131 Seiten. 2,50 M., gebunden 3,50 M. G.). Es ist kein Zufall, daß sich Lieblich an solche starke Stoffe heranmacht. Er ist auch ein Starker und zwingt seinen Gegenstand mit einem groblinigen, holzschnittartigen, eigenwüchsigen Stil, der aber, eben weil er eigenwüchsig ist, ganz unverkünstelt und echt aus einem heißen Temperament herauswächst. Ich muß gestehen: Die Traumfahrer sind das erste Werk von Gepräge der Allerjüngsten, das mir imponiert hat. Darum: Leset, auch hier ist ein Dichter!

Auch einer von den Jüngsten ist Arnold Ulitz, dessen „Ararat" vor ein paar Jahren viel bemerkt wurde. Sein jüngstes Erzeugnis, „Die Bärin", ist wiederum Fleisch vom Fleische expressionistischer Kunst, ein glänzendes flackerndes Feuerwerk von Gedanken, Eindrücken, Bildern, blutvoll, farbig, großlinig. Aber unangenehm wirkt dieses ewige Kreisen nicht um den Eros, sondern um den Sexus und seine Erscheinungswelt. Schade, daß diese starke Kunst so in die Niederungen geraten. (München, Langen, 1922. 242 S.)

Mit „Siegfried von Schwarzburg" von Siegfried Moltke (Leipzig, Deichert, 1923. 320 S. 5 M. G.) betreten wir wieder das Gebiet des historischen Romans und den Schauplatz, der uns aus dem Urbild des historischen Romans, Freytags Ahnen, vertraut ist. Wenn wir auch sonst uns an Freytags Ahnen erinnert fühlen, so sind wir uns bewußt, daß wir damit dem Buch Siegfried Moltkes einen ehrenvollen Platz einräumen. Und den verdient es auch: eingehende Kenntnis der deutschen Vorzeit, warme Begeisterung für Deutschlands Ehre und Herrlichkeit atmen aus seinen Zeilen und machen es zu einem Trostbuch für unsere zerrissene Gegenwart. Möge es von vielen Deutschen gelesen werden!

Joachim Ahlemann — unseren Lesern kein Unbekannter — erzählt von Tagen, die wir selbst erlebt haben: vom Aufkeimen und vom Niedergang deutscher Hoffnung in des alten Deutschen Reiches Ostmark 1918/1919 (Rauhreif. Ein Roman aus den letzten Tagen der deutschen Ostmark. Eilenburg, Offenhauer 1923. 204 S.). Aus eigenem Erleben geschöpft und mit dem Herzblut geschrieben, läßt das Buch auf jeder Seite persönlichen Ton mitschwingen: Liebe, Schmerz und Zorn. Aber das persönlich Erlebte und Bekannte kleidet der Verfasser in den Schwung edler künstlerischer Sprache und schenkt uns damit eine Gabe, die weit über der Höhenlage dessen steht, was uns sonst Gelegenheitsschriftsteller bieten (Ahlemann verfügt übrigens über reiche schriftstellerische Erfahrung). Ist's auch ein Buch, das mit Tränen und verhaltenem Ingrimm gelesen werden wird, so gibt's doch auch Mut und Trost im Aufblick auf treues deutsches Ausharren. Und somit sei es gleichfalls aufs Kräftigste empfohlen!

Von Rudolf Heubner haben wir früher gelegentlich schon Erfreuliches vorgelegt erhalten, meist auf dem Gebiet des historischen Romans. Diesmal bietet er vier Erzählungen, Novellen oder eigentlich kürzere Romane unter dem Titel Erdgeschlecht (Leipzig, Staackmann 1923. 280 S. 4 M. G.), Geschichten von zielsicherem Aufbau und kräftiger Durchführung, Erzeugnisse eines gesunden Realismus, dessen Gestalten in ihrer vollen blutwarmen Lebendigkeit man gerne auf ihren oft verwickelten Pfaden begleitet. Ein tüchtiges Buch, dem man gerne Glück auf den Weg wünscht.

Zwei kleine zierliche Geschenkbändchen von Hans Roselieb seien hier eingereiht: „Die Mahd" und „Der Schalk in der Liebe". (Freiburg, Herder 1923. 74 und 69 S. Geb. 1,40 M. G.). Der Mann mit dem zuckersüßen Namen entpuppt sich als kräftiger Realist — man lese z. B. nach, wie der Altbauer in seiner Erregung im Kuhstall niedersinkt — und als griffsicherer und tüchtiger Gestalter. Nur die Handlung, namentlich der versöhnende Schluß in der „Mahd" wirkt nicht immer glaubhaft.

Hr.

Verschiedenes.

Leo Frobenius, der uns den „Dunklen Erdteil" mit neuen Augen anschauen lehrt (seine zunächst mit starkem Widerspruch aufgenommenen Aufstellungen in seinem großen Hauptwerke: „Und Afrika sprach ...." erfahren gerade jetzt manche auffallende Bestätigung), fährt in seinem Sammelwerke: „Atlantis. Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas" in unermüdlichem Fleiße fort. Den bisher erschienenen Bänden (1–3, 6, 8) hat sich jetzt als vierter angeschlossen: Märchen

aus Kordofan. Ueberrascht uns bei mehreren (z. B. 14) die Aehnlichkeit mit Vorbildern aus der Sammlung von Tausend und Einer Nacht, die ja in Aegypten aufgeschrieben wurde und mit der die Kordofaner überhaupt im Stil eine große Aehnlichkeit aufweisen, so legt sich überhaupt die Frage nahe, woher dieses Märchengut wohl stammen mag: Frobenius weist in seiner einleitenden Untersuchung auf das Habramaut. Für jeden Freund der Völkerpsychologie, der Kulturmorphologie, der Volkskunde im weitesten Sinne ist dieser Band der „Atlantis" wie seine Vorgänger von geradezu unschätzbarem Werte.

Dasselbe gilt von zwei neuen Bänden der Sammlung: Märchen der Weltliteratur (Hsg. von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert), die wie oben genannte Sammlung bei Diederichs in Jena erscheinen: Märchen aus Turkestan und Tibet, hsg. von Gustav Jungbauer (319 S.), und Isländische Märchen, übs. von Hans und Ida Naumann (317 S.). Finden wir in den Märchen aus Turkestan-Tibet eine merkwürdige Mischung von iranischem, mongolischem und indischem Volksgut, und aus der letztgenannten Quelle wieder Berührungen nicht nur mit Tausend und Einer Nacht, sondern mit dem sozusagen allweltlichen Märchen- und Mythenurstoff, so bringt das Isländerbuch Abwandlungen der urgermanischen Stoffe, die uns aus den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm so wohlbekannt sind, hindurchgegangen durch die Volksseele des Stammes, der urgermanisches Mythengut am längsten bewahrt und am eigenartigsten ausgebildet hat. So bilden denn die schönen Bände nicht nur anregenden Lesestoff von hohem künstlerischen Reiz, sondern führen zu den „Müttern", zu den verborgensten Tiefen der menschlichen Geistesgeschichte.

Ein Werk über das süddeutsche Dorf (von Heinrich Rebensberg) gehört schon seit Jahren zu meinen Lieblingsbüchern. Nun hat es sein Seitenstück gefunden: Gustav Wolf behandelt in einer prächtigen Schrift Das norddeutsche Dorf (München, R. Piper u. Co. 1923. 222 S. Gr. 8°, Mit 141 Netzätzungen und 26 Strichätzungen). „Bilder ländlicher Bau- und Siedelungsweise im Gebiet von Mosel und Lahn, Thüringer Wald und Sudeten" werden uns versprochen; das Buch hält aber mehr als es verspricht. Es bringt sozusagen eine ganze Kulturgeschichte der ländlichen Siedelung in dem genannten Gebiet, von der aus scharfe Schlaglichter auf Wohnen und Schaffen, Dichten und Trachten des deutschen Bauerntums in Vergangenheit und Gegenwart fallen. Der Verfasser ist dabei nichts weniger als kalter Stubengelehrter. Er kann recht lebhaft werden, wenn er's z. B. (unter uns gesagt: nicht immer mit Recht; er müßte ein wenig höher hinaufsteigen!) den Pastoren ordentlich sagt, die bei Kirchenerneuerungen oder Neubauten durch mangelnde Rücksicht auf dörfliche Bauweise das Dorfbild verschandeln. Aber die Akten- und die Baubürokratie bekommt auch ihr Teil! — Fast selbstverständlich, daß die Bilder ebenso wundervoll ausgewählt wie graphisch glänzend ausgeführt sind! Da haben wir wieder ein Buch, nach dem man immer wieder gerne greift. Wer Jugend um sich hat, oder gar als Wanderführer mit ihnen geht, hat hier eine geradezu unerschöpfliche Fundgrube kostbarer Belehrung.

Die rühmlichst bekannte und hier schon öfters wärmstens gewürdigte groß angelegte „Illustrierte Flora von Mittel-Europa" von Prof. Dr. Gustav Hegi ist nunmehr mit der 51. Lieferung bis zum Schluß des 2. Teiles vom 4. Bande erschienen und damit bis zu den Rosaceen fortgeschritten. Jeder Besitzer des prächtigen Werkes (von dem noch Band 4,3; 5,1 u. 2 u. 6,2 ausstehen) freut sich immer aufs Neue über den wertvollen Schatz, den er sein eigen nennt. (München, J. F. Lehmann. Band 1 u. 2 zurzeit vergriffen.)

Ein Teilgebiet der „liebenswürdigen Wissenschaft", wie Altmeister Linné die Pflanzenkunde nannte, aber ein Teilgebiet von besonderer praktischer Wichtigkeit behandelt der „Führer für Pilzfreunde" von Edm. Michael (Volksausgabe, 111.—140. Tausend. Zwickau i. S., Förster u. Börries. Mit 42 Abb.). Aus praktischer Erfahrung heraus kann diesem Werkchen bezeugt werden, daß es nach Ausstattung und Inhalt, nach Klarheit und Anschaulichkeit des Textes wie namentlich nach der Güte der geradezu wundervollen Abbildungen durchaus an der Spitze der einschlägigen Literatur steht.

E. Warnefried.

Für Gemeindefeier und Familienabend.

Zu den dramatischen Aufführungen einfachster Art, die ohne Bühnenapparat und mit Kostümen einfachster Art aufgeführt werden können, zählen wir die folgenden Neuerscheinungen (Stuttgart, Quell-Verlag 1923): Mirjam, das Mägdlein des Naeman. Aufführung für Jungfrauenvereine von Frida Maier-Weinbrenner, 23 S., 1½ Pf. G.; Auf Bethlehems Feld. Weihnachtsaufführung (2. Aufl.) von ders., 8 S., ½ Pf. G.; Herr Jesu, Licht der Heiden! Christtagsaufführung für die Kindersonntagsschule von Karl Haug; Im Hause Chusas, Weihnachtsaufführung von dems., je 8 S., ½ Pf. G.; Weihnachtsabend in vier Jahrhunderten, vier dramatische Aufzüge samt Schlußwort von P. Mildenberger, 16 S. Alle fünf für anspruchslose Kreise wohl verwendbar.

Nach fränkischen Sagen und Schwänken hat Julie Kniese zwei volkstümliche Stücke bearbeitet, die ein einfaches Bühnenbild und leicht zu beschaffende Kostüme erfordern: Der Orakelbrunnen, kl. Schauspiel in zwei Aufzügen (11 m., 6 w.), und Das Roßei, kl. Lustspiel in einem Aufzug (5 m., 1 w.). Kempen a. Rh., Thomas-Druckerei (Kempener Theater-Bibl. 117/118). Für ländliche Veranstaltungen wohl geeignet.

Von der Ungelenkschen „Vereinsbühne" (Dresden-A., Ungelenk) können an älteren und neueren Erscheinungen bestens empfohlen werrden: 15. W. Reimer, Johannes Mathesius, ein christl. Volksschauspiel (8. m., 1 w., 6 K.) zum Gedächtnis des deutschböhmischen Reformators; 51. M. Gürtler, Gustav Adolf in Marienburg (18 m., 1 w.), behandelt eine Episode aus dem Dreißigjährigen Krieg; 58. R. Eltze, Reformations- und Weihnachtsfestspiele (Christfeiern), in Stadt und Land vielfach erprobt; 62. A. Meyer, Des Propsts Bernhardi Brautwerbung (2 m., 2 w.), aus der Reformationszeit; 64. Reißland, Paul Gerhardts Abschied vom Vaterhause, Einakter für Jünglingsvereine (3 m., 1 w.) mit einem Anhang: Drei Blicke in Paul Gerhardts späteres Leben (Gedichte); 83. Erika Ruß, Bei den Exulanten am Fastenberge (5 m., 4 w.), die Gründung von Johanngeorgenstadt 1654 durch Glaubensflüchtlinge aus Böhmen, sehr gediegen und wirkungsvoll, mit einfachstem Bühnenapparat und leicht herzustellenden Kostümen; 87. Bertha Thoböll, Eine Mauer um uns baue (1 m., 4 w.), ein Spiel in zwei Aufzügen nach dem bekannten Gedicht; 117. M. Schellhauß, Müller und Schulze, Lustspiel in 3 Akten für weibliche Jugendvereine (9 w.), sehr fröhlich und unterhaltsam; Erich Mathow, Glockenklänge, ein Singspiel in 5 Bildern (7 jug.), eigenartig und wohlgelungen.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Friedrich Hochstetter in Berlin-Niederschönhausen (Nordend). — Verlag: Säeman-Verlag in Berlin W 35 (Postscheckkonto Berlin 466 92). — Druck: Montanus-Druckerei, Berlin W 35.